



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Richter, Albert: Gottsched und die deutsche Sprache : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

litik werden nur darum vorgesehrt, um einerseits als Warnung zu dienen, uns Reichsdeutschen sowohl wie unsern Bundesgenossen in Österreich, daß wir nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen. Andererseits aber sollen die Stürme und Kämpfe, die Leiden und Opfer, welche erforderlich waren, um das zu erreichen, was erreicht ist, uns allen eine ernste, in der jetzigen Zeit, in der Kaiser und Vaterland von schwerem Kummer gedrückt sind, umso eindringlichere Mahnung sein, in der Treue gegen Kaiser und Reich, in der Liebe zu unserm erhabenen Herrscherhause, in opferwilliger Liebe zu unserm Vaterlande unerschütterlich fest zusammenzustehen, unverbrüchlich fest aber auch zu unsern Bundesgenossen zu halten. Dann können wir allen Gefahren getrost entgegen gehen.



Gottsched und die deutsche Sprache.

Von Albert Richter.

(Schluß.)



ottscheds Vorschlag fand überall Beifall und drang in ganz Deutschland durch, trotz einiger Querköpfe und Spötter, und das Verdienst, das er sich durch diese Einigung Deutschlands erworben hat, ist sicher nicht gering. Die Einigung Deutschlands in Sprache, Wissenschaft und Dichtung war eine notwendige Vorstufe der staatlichen Einigung. Die sich eng verbunden um diejenigen scharten, die in Wort und Schrift dem Volke das „Seid einig!“ zuriefen, die haben später ebenso eng verbunden durch Thaten die Einigkeit herbeigeführt.

Die abseits stehenden Nord- und Süddeutschen hat Gottsched zuerst durch die Sprache mit den Mitteldeutschen und dadurch alle unter einander einig gemacht. Im Jahre 1749 erhielt Gottsched einen Brief aus Wien, durch den ihm mitgeteilt wurde, seine deutsche Sprachkunst gehe dort „hausenweise“ ab und helfe zum Deutschlernen trotz des Einflusses der Jesuiten. Im Jahre 1762 konnte Gottsched die Hoffnung aussprechen, seine Sprachlehre werde allmählich in den Landschaften längs der Donau und des Rheins mehr und mehr in Aufnahme kommen, je mehr sie schon in der kaiserlichen Residenz selbst auf allerhöchste Genehmigung und ausdrücklichen Befehl bei der vornehmen adlichen Jugend eingeführt worden sei.*)

*) Reiches Material zur Geschichte des Vordringens der Gottschedischen Schriftsprache in die katholischen Gegenden Süddeutschlands bieten die kürzlich unter dem Titel Von Luther bis Lessing erschienenen sprachgeschichtlichen Aufsätze von Friedrich Kluge (Straßburg, Trübner, 1888). Vergl. besonders den neunten Abschnitt.

Daß die Sprache später über Gottsched und seine Festsetzungen hinweggeschritten ist, kann Gottscheds wirkliche Verdienste um sie nicht beeinträchtigen. Solcher Fortschritt ist im Wesen der Sprache begründet, die Sprache eines Volkes ist der Spiegel seiner fortschreitenden Entwicklung. Klopstock schuf eine neue Dichtersprache, Lessing verlieh der Sprache ungeahnte Klarheit und Schärfe in der ungebundenen Rede, Herder sprach in seinen „Fragmenten zur deutschen Litteratur“ über Geist und Wesen der deutschen Sprache so gründlich und vielseitig, wie es bisher noch niemand gethan hatte. Damit war man weit über Gottsched hinaus gekommen, der von solcher Weiterentwicklung kaum etwas ahnte. Es zeugt von seiner irrigen Auffassung des Wesens der Sprache, wenn er einmal den Wunsch ausspricht: „Es wäre zu wünschen, daß unsre Sprache bei der jetzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte, weil sie allem Ansehen nach denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, darin sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist.“

Und wenn an Gottscheds Sprachfeststellungen zu tadeln ist, daß in ihnen die Frage nach dem rechten Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache noch nicht die richtige Beantwortung gefunden habe, so ist zu bedenken, daß diese Antwort noch sehr lange nicht gefunden wurde, daß Bodmer, Herder u. a. zwar manches richtigere gesagt haben als Gottsched, daß aber im Grunde erst den Sprachforschern unsers Jahrhunderts die rechte Einsicht in das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache aufgegangen ist. Wie wenig verbreitet aber diese Einsicht ist und wie wenig es bis jetzt gelungen ist, aus dem neuerschlossenen Quell der Mundarten die deutsche Umgangssprache und Schriftsprache zu bereichern, das lehrt recht eindringlich die Begründung der jetzt vom deutschen Sprachverein gestellten Preisaufgabe: „Wie können Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden?“ Es dürfte schwer sein, eine Frage zu finden, deren Beantwortung für unsre Muttersprache von größerer oder auch nur von gleicher Bedeutung wäre.

Außer den Mundarten hat Gottsched noch eine andre Sprachquelle vernachlässigt, er hat nicht die Notwendigkeit erkannt, altes Sprachgut wieder lebendig zu machen und da zu benutzen, wo das neue treffender Bezeichnungen ermangelt. Gottsched hielt kaum für nötig, weiter als bis zu Opitz zurückzugehen. Die Sprache der Schriftsteller und Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, selbst die Luthers nannte er rauh und hart, die Wort- und Satzfügungen jener Zeit ungelenk und undeutlich. Er rühmt Luthers Verdienste um die Sprache, preist seine Bibelübersetzung und seinen Sendbrief vom Dolmetschen, aber in Bezug auf Wortschatz und Satzbau erachtet er die Sprache seiner Zeit für so hoch über Luther stehend, daß er ein Zurückgreifen auf Luther für einen gewaltigen Rückschritt gehalten hätte. Und daß schon das Mittelalter eine Blütezeit unsrer Sprache und Dichtung gehabt hat, ahnte er kaum. Hierin waren

ihm Bodmer und dessen Freunde weit überlegen. Welchen Wert aber die Erforschung des deutschen Altertums auch für die deutsche Sprache gehabt hat, das braucht und kann hier nicht eingehend erörtert werden. Es genüge die Bemerkung, daß schon zu Gottscheds Zeiten sich gar mancher dieses Wertes bewußt war; auf Gottsched aber, der ihn nicht erkannte, werfen wir deshalb keinen Stein; sein Verdienst um die deutsche Sprache bleibt immer noch groß genug.

Wohl hat er manche Sprachneuerungen Klopstocks, der Schweizer und anderer selbst verspottet oder durch seine Freunde verspotten lassen, und es hat ihm das viel Feinde zugezogen; es war nur zu natürlich, daß spätere Geschichtsschreiber solche Schwächen zum Schaden seines Ruhmes ausbeuteten. Daß sie darüber aber ganz seiner guten Seiten vergaßen, bleibt zu bedauern. Nüchtern nannte man seine Sprache, weil sie nicht geeignet erschien für den Ausdruck gewaltiger Leidenschaften und kühner Flüge der Einbildungskraft, aber der Sprache seiner Vorgänger gegenüber hätte man ihr auch Klarheit, Einfachheit, Natürlichkeit, durchsichtigen Satzbau, streng folgerichtigen Zusammenhang nachrühmen können.

Vollstümliche Frische vermifste man an seiner Sprache, und es ist wahr, er erscheint sehr engherzig, wenn er in einer Besprechung einer alten, unter dem Titel „Neu ausgeputzte Sprachposaune“ erschienenen Schrift (Beiträge V, 420) vollstümliche Redensarten bemängelt; wenn er z. B. verlangt, man solle nicht sagen: „fremde Wörter bei Säcken voll von sich werfen,“ sondern: „fremde Wörter häufig einmischen.“ Für die Redensart: „Wir hängen alle am Affenschwanz“ schlägt er vor: „Wir thun alles gern nach.“ Aber in seiner Sprachkunst handelt doch ein besondres Hauptstück, das zwölfte, von den „Kern- und Gleichnisreden der deutschen Sprache,“ und hier sagt er von diesen, in ihnen bestehe „aller Sprachen wahre Stärke“ und wer sich ihrer geschickt und am rechten Orte zu bedienen wisse, der zeige sich „als einen Meister.“ Und dann bietet er ein vierunddreißig Spalten umfassendes Verzeichnis solcher Redensarten, zum Gebrauche bestimmt, doch unter der Voraussetzung, daß „eine gute Urteilskraft ihnen schon ihren Platz anweisen“ werde. Es seien freilich, meint er, etliche „niedrig klingende“ darunter, die „außer dem gemeinen Leben in edeln Schriften, als in der Beredsamkeit und Dichtkunst, nicht stattfinden.“ Da finden wir u. a. Redensarten wie: „einen anschlagigen Kopf haben, Sand in die Augen streuen, hoch am Brete sein, einem die Brücke treten, wissen, wo Barthel Most holt, den Daumen aufs Auge setzen, Federlesens machen, sich gewaschen haben, weder Hand noch Fuß haben, den Pelz waschen und nicht naß machen, in ein Wespenneft stören“ u. a.; leider hat Gottsched die nach seiner Meinung „niedrig klingenden“ Redensarten in dem Verzeichnisse nicht besonders kenntlich gemacht.

Es würde ein sehr verdienstvolles Unternehmen sein, wenn jemand Gottscheds Stil genauer untersuchen und mit dem seiner Vorgänger vergleichen

wollte; sicher würde man dabei zu demselben Ergebnis kommen wie Rästner, der in seinen bald nach Gottscheds Tode geschriebenen „Betrachtungen über Gottscheds Charakter“ besonders dankbar hervorhebt, was durch ihn für Sprache und Stilverbesserung gethan worden sei. Und bei einer Vergleichung von Gottscheds Darstellungsweise mit der vieler neueren Schriftsteller würde Gottsched wenigstens in Bezug auf Reinheit der Sprache in einem sehr vorteilhaften Lichte stehen.

Was Gottsched in dieser Beziehung selbst geleistet hat, entsprach ganz den Anforderungen, die er an die Schriftwerke anderer stellte, und der deutsche Sprachverein hat alle Ursache, seiner zu gedenken.

In seiner Deutschen Sprachkunst erklärt er es für eine „ganz unnötige Mengesucht einiger vormaligen Schriftsteller, daß sie sich unzählige fremde Wörter angewöhnet, die man ebensowohl deutsch geben kann, wenn man nur in guten deutschen Büchern ein wenig belesen ist.“ Wenn wir den Italienern Wörter wie Post, Spesen, Strapazen, Arie, Noten, Kantate, Serenade, Oper und dergleichen musikalische Kunstwörter, den Franzosen gewisse Namen der Tänze, der Kleidungen, sonderlich des Frauenvolks, und einige kriegerische Kunstwörter wiedergeben wollten, so würden wir uns „gar wohl ohne sie behelfen können.“ Er schlägt eine Menge Verdeutschungen kriegerischer Kunstwörter vor, wie: *Fourier* = Rechnungsführer, *Korporal* = Rottmeister, *Auditeur* = Feldschultzeiß, *Kompagnie* = Fähnlein, *Piquet* = Feldwacht, *blofieren* = einschließen u. s. w., und fährt dann fort: „Wenn wir es erleben könnten, daß diese und dergleichen deutsche Benennungen erst in unsern Zeitungsblättern, politischen Monatschriften und historischen Büchern eingeführt würden, so würde man sich gar bald auch aller übrigen ausländischen Brocken entschütten können und den zulänglichen Reichtum unsrer Sprache zur Genüge gewahr werden.“

Bei der Verdeutschung musikalischer Kunstwörter beschränkt er sich nicht darauf, die *Sizilienne* einen *Sizilianischen*, die *Polonaise* einen *Polnischen*, die *Pasanne* einen *Bauerntanz*, die *Serenade* eine *Abendmusik*, den *Sopran* die *Oberstimme* u. s. w. zu nennen, er geht sogar Ausdrücken wie *Andante*, *Allegro*, *forte*, *piano* und ähnlichen Kunstausdrücken mit seinen Verdeutschungen zu Leibe. Daß deutsche Tondichter ihren Stücken wälsche und französische Namen geben, erklärt er für „eine Neigung zur Sklaverei.“

Dabei war Gottsched durchaus kein engherziger Polterer, der sich durch Übereifer lächerlich gemacht hätte. Er sagt ausdrücklich: „Indessen wollen wir alle die Grillen einiger vormaligen Jesianer und Pognißschäfer, auch Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft nicht billigen, die alles, was einigermaßen fremd war, aus dem Deutschen ausmärzen wollten. Es ist nicht ganz möglich, sich in einer Sprache aller ausländischen Redensarten zu enthalten. Wo man die Sache selbst von einem benachbarten Volke bekommen hat, da muß man auch wohl das Wort behalten, so wie die Franzosen eine zurückschlagende Rutche

berline nennen, weil sie in Berlin erfunden worden, ein gewisses Kartenspiel aber lansquenet von Landsknecht heißen, welches die deutschen Soldaten erfunden haben, die man vormals so genannt hat. Wo aber im Deutschen gute Wörter vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen, wie diejenigen, die unaufhörlich von Porte-Chaises, Antichambren, Garderoben, Alleen und Promenaden reden, gerade als ob wir keine Säulen, Vorzimmer, Kleiderkammern und Spaziergänge hätten. Die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft wurden auch nicht sowohl dadurch lächerlich, weil sie alles deutsch geben wollten, als weil sie es bisweilen auf eine seltsame Art thaten, die der deutschen Sprache nicht gemäß war."

Was wir jetzt Lehnwörter nennen, erkennt auch Gottsched in der deutschen Sprache als berechtigt an; überhaupt rät er, fremden Wörtern, die man aus Not brauchen muß, ein „einheimisches Ansehen“ zu geben. Wie man aus natura Natur, aus templum Tempel, aus palatium Palast gemacht habe, so solle man nicht „Secretaire,“ sondern „Sekretär“ schreiben. Aber in einer Anmerkung fügt er auch hier noch einmal hinzu: „Ich rate aber, nicht mit Fleiß und ohne Not solche Fremdlinge ins Deutsche aufzunehmen. Wenn man einheimische hat, so gehen diese allemal vor. Nur wenn sich gewisse ausländische Sachen finden, die sich nicht gleich umtaufen lassen wollen, so muß man es machen, wie der türkische Kaiser es mit fremden Gesandten macht, wenn sie öffentlich vor ihm erscheinen. Wollen sie nicht Türken werden, so müssen sie doch türkische Raftane anziehen, das heißt: die fremden Wörter müssen deutsche Gestalten annehmen."

Wie Gottsched für militärische und musikalische Ausdrücke deutsche Wörter vorschlägt, so bedient er sich selbst in den von ihm angebauten Wissenschaften meist deutscher Bezeichnungen. Er nennt sich Professor der Weltweisheit, verfaßt ein Werk unter dem Titel: „Erste Gründe der gesamten Weltweisheit“ und schreibt nicht eine Rhetorik und eine Poetik, sondern eine „Redekunst“ und eine „kritische Dichtkunst.“ Wie weit stehen die Schulen unsrer Zeit an vaterländischem Sinne hinter Gottsched zurück, wenn man da statt der Lehre von den Arten und Formen der Dichtkunst „Poetik“ vorträgt! Gottsched spricht von Erdkunde, während in unsern Schulen noch „Geographie“ gelehrt wird, und in seiner „Sprachkunst“ bedient er sich „deutscher Kunstwörter,“ indem er, wie er in der Vorrede sagt, teils von alten Sprachlehrern „die besten, bequemsten und der gemeinen Art zu reden gemähesten“ entlehnt, teils „sich erkühnet, etliche noch etwas besser einzurichten.“ Er ist aber ausdrücklich bereit, „Erinnerungen deswegen anzunehmen“ und „zu bessern, wenn er eines bessern überführet und belehret würde.“ So giebt es denn zum Beispiel in seiner Sprachkunst nicht drei Grade der Komparation, sondern drei Vergleichungsstadien, keine Konjugationen, sondern Abwandlungen der Zeitwörter, keine Kolon und Semikolon, sondern Doppelpunkte und Strichpunkte.

Der Kampf gegen die Fremdwörter zieht sich durch Gottscheds ganze schriftstellerische Thätigkeit hindurch. Die „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten,“ eins seiner letzten Werke, auf dessen Titel er sich nicht Professor, sondern „öffentlicher Lehrer zu Leipzig“ nennt, enthalten zahlreiche gelegentliche Ausfälle gegen die „sprachliche Mengesucht“ und Vorschläge zur Ersetzung fremder Wörter durch deutsche. So sagt er von dem Worte „entziffern,“ das zu seiner Zeit noch ziemlich neu war: „Ein neues Leckerbißchen unsrer Modeschriftsteller. Sie wollen nichts mehr entdecken, erraten oder ans Licht bringen, nein, es muß alles entziffert werden. Das liebe dechiffrierer der Franzosen ist Schuld daran.“ Ein andres, zu seiner Zeit neu aufgekommenes Wort empfiehlt er dagegen; statt „eine Kommission erteilen“ soll man sagen: „einen Auftrag geben“, und er fügt hinzu: „Dies Wort ist zwar noch nicht sehr gewöhnlich, aber es ist regelmäßig gebildet.“ Statt eine „Audienz“ nachzusuchen, soll man „Gehör“ erbitten, und wo er über die Bedeutung des Wortes „warten“ spricht, fügt er in seinem Ingrim gegen Fremdwörter und mit einer boshaften Bemerkung gegen die Ärzte hinzu: „Das so undeutsche »kuriren« unsrer Ärzte, welches freilich kein Gesundmachen heißt, ist nichts andres als das Warten eines Kranken, insoweit ein Arzt es besorgen kann.“ Gegen Ärzte und Soldaten wendet sich folgende Ausführung: „Operiren ist ein Kunstwort der Heilkünstler von ihren Arzneien, dafür sie gar wohl »wirken« sagen könnten. Ja von diesem Operiren werden gar gewisse Quacksalber Operateurs genannt; vielleicht weil sie mehr mit den Händen wirksam sind als mit dem Verstande, z. B. im Ausreißen der Zähne, Staarstechen u. dergl. Auch im Kriegswesen hat man Operationen eingeführt, wenn man sagt: die heurigen Kriegsoperationen werden bald wieder angehen. Könnte man aber nicht sagen: die kriegerischen Anstalten, Unternehmungen werden bald wieder ihren Anfang nehmen?“ Auch die höchsten Kreise verschont Gottsched nicht, wenn es sich darum handelt, ein gutes deutsches Wort an die Stelle eines fremden zu setzen: „Was sind Galatage anders als Prunktage, und Galatleider anders als Prunkkleider? Und was könnte man bequemerer erdenken, eine Staatskarosse eines Botschafters oder Gesandten auszudrücken, als einen Prunkwagen?“

Wie Gottsched den Kampf gegen die Fremdwörter bis an das Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit fortsetzte, so hatte er ihn auch gleich beim Beginn derselben aufgenommen. Schon in seiner ersten Zeitschrift, den „Bemühten Tadlerinnen,“ geht er dem Fremdwörterunwesen bald in sittlicher Entrüstung über die undeutsche Gesinnung, bald mit den Waffen des Spottes scharf zu Leibe. Es wäre zu wünschen, daß die Zeitschriften, welche jetzt in unsern Familien die Stelle der moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts einnehmen, eben so deutsch dächten und so deutsch handelten. Leider findet man in vielen derselben statt eines Kampfes gegen die Fremdwörter eine recht ausgiebige

Pflege derselben. Es wäre gar schön, wenn eine Zeitschrift unsrer Zeit von ihrem Einflusse sagen könnte, wie die „Bernünftigen Tadlerinnen“: „Da wir von der Reinigkeit der deutschen Sprache unsre Gedanken eröffnet, so hat dieses die Wirkung gehabt, daß verschiedene Personen beiderlei Geschlechts einander auszulachen anfangen, wenn sie sich in ihren Gesprächen vieler französischen Wörter bedienen.“

Wiederum gegen die höchsten Kreise sich wendend, schreibt Gottsched im 21. Stück des ersten Jahrganges: „Die Höfe in Deutschland sind fast nicht deutsche Höfe. Wenn Fremdlinge dahin kommen, so istz ein Glück, wenn sie einige Hofbediente antreffen, die ihnen deutsch zureden. An dem einen Hofe gilt das Spanische, an dem andern das Italienische, am dritten das Französische, am vierten das Engländische. Trifft man ja Leute an, die gegen einen, den sie für einfältig ansehen, deutsch sprechen, so ist es nicht mehr deutsch, sondern eine seltsame Vermischung etlicher Sprachen, die sich nicht besser zusammen schicken, als wenn man bewaffnete Soldaten, Bauern mit ihren Flegeln und Halloren mit ihren Morgensternen unordentlich durcheinander stellen wollte und sie also einherziehen ließe. Dieser Anblick würde ohne Zweifel sehr unangenehm sein, und doch ist eine vermischte Rede ihrer Natur nach nicht besser.“

Daß es Gottsched nicht darum zu thun war, alle Fremdwörter auszurotten, sagt er auch schon in den „Bernünftigen Tadlerinnen.“ „Unsre Gedanken — heißt es da (II, 23) — sind niemals dahin gegangen, unsre Landsleute zu hindern, daß sie kein fremdes Wort brauchen sollten, wenn kein einheimisches vorhanden ist. Wir haben nur die unnützen Sprachmischer ausgelacht, die ohne Not dergleichen ausländische Lumpen auf ihren deutschen Rock hängen und sich einbilden, recht galant zu reden und zu schreiben, wenn sie dasjenige mit einem verstümmelten französischen Worte übel ausdrücken, was sie mit einer guten deutschen Redensart weit besser hätten vortragen können. Wenn unsre Frauenzimmerkleidungen bald Contuschen, bald Volanten, bald Andriennen genennet werden, so wundert mich nicht. Diese Moden kommen aus Frankreich; folglich kommen auch die Namen daher. Wenn aber Magdalis aus eingebildeter Galanterie im Reden sagt: die Sonne brilliret so stark, daß man sich nicht suffisamment eventailliren kann, so möchte ich flugs den Krampf in die Ohren bekommen. Ich rate ihr, ein paar alte deutsche Traktätchen zu lesen, die im vorigen Jahrhunderte schon herausgekommen. Das eine heißt: Der deutsche Franzos, worin der Deutschen allzubegierige Nachahmung in den französischen Sitten, Kleidung, Sprache, Reisen und andern Vanitäten vorgebildet wird; 1682. Das andre: Der unartige deutsche Sprachverderber, und ist um eben diese Zeit auf etlichen Bogen herausgekommen.“

Mit wie guter Laune Gottsched, der so oft für die verkörperte Langweiligkeit gehalten wird, dabei zu spotten versteht, dafür noch ein paar Beispiele. Gleich im zweiten Stück des ersten Jahrganges spricht er über die Sitte der

Neujahrswünsche, bemerkt aber, daß zu seiner Zeit das Glückwünschen nicht mehr ausreiche, man müsse jetzt „komplimentieren.“ Er erzählt: „Es kam am Neujahrstage ein gewisser Mensch zu einem meiner Anverwandten, eben als ich ihm, so zu reden, nur mit dreien, aber wohlgemeinten Worten Glück gewünscht hatte. „Eure Excellence werden pardonniren, hieß es, daß ich als dero Client mir die Permission ausgebeten, zu dem mit aller Prosperité angetretenen neuen Jahre mit gehorsamstem Respekte und tiefster Submission zu gratuliren und sincèrement zu wünschen, daß der Höchste Eure Excellence in allem contentement dieses und viele andre Jahre konserviren wolle, damit ich ehestens occasion habe, meine temoignage zu bezeigen.“ Hätte der gute Mensch noch mehr französische Wörter gewußt, ich zweifle nicht, er würde sie eben so artig in seinen Glückwunsch zu flechten gewußt haben, als diese unvergleichliche temoignage. Er versteht sonst die französische Sprache nicht besser, als ich die hottentottische; und dieses wäre ihm endlich keine Schande, wenn er nur seine Muttersprache verstünde. Wie soll er sie aber verstehen, wenn er sie nicht lernen will? Er hält es für eine Artigkeit, oder daß ich mich seiner beliebten Mundart bediene, für eine Politesse, wenn man auch die galante Mode mitmachet. Man muß sich von der Canaille auch en parlent distinguiern; dergleichen tours im Neben sind schon im Deutschen recipiret, ja fast naturalisiret und nationalisiret. Sollte man doch fast auf die Gedanken kommen, daß solche Leute nicht von deutschem Geblüte entsprossen wären, sondern zum wenigsten einen französischen Vater gehabt hätten.“

Sehr lehrreich ist im 21. Stücke der Bericht, wie Gottsched einem jungen Manne eine von Fremdwörtern strotzende Einladung in reines Deutsch übertrug und den jungen Mann, der das nicht für möglich gehalten hatte, zu dem Entschlusse brachte, künftig sich eines reineren Deutsch zu befleißigen. Es erscheint sehr natürlich, daß gerade solche Beweise durch die That die Leser der Wochenschrift überzeugen mußten, man könne auch ohne die Modewörter gefällig und höflich schreiben und sprechen. Ganz ergötzlich ist das dabei sich abspinnende Gespräch zwischen Gottsched und dem jungen Manne, den er Herr Wischmasch nennt und dem in jedem Satze eine Menge von Fremdwörtern mit unterlaufen, welche Gottsched allemal zurückweist. Einmal sagt er: „Die Wörter auf »iren« scheinen Ihnen sehr anzukleben; und wenn Sie sich dieser nur enthalten könnten, so hätten Sie schon sehr viel gewonnen“ — ein Rat, der auch heute noch beherzigt zu werden verdient.

Erweiternd ist auch, was Gottsched berichtet, die Frauen, von denen angeblich die Wochenschrift geschrieben wurde, hätten eine „Gesellschaft der deutschen Musen“ gegründet, in welche nur aufgenommen werden sollte, wer „durch einen reinen deutschen Brief, der an die Gesellschaft gerichtet ist, um eine solche Stelle Ansuchung thut.“ In den Sitzungen dieser Gesellschaft finden sich u. a. folgende Bestimmungen: „Des Melisso, Celanders und Behmeno Schriften liegen allezeit

bei uns unter dem Kaffeetische, und die Lampe unter der Kanne wird niemals anders als mit einem Blatte derselben angezündet.“ Ferner: „Keine unter uns darf auf ihren Nährhmen ein Gedicht stecken, welches gut deutsch geschrieben ist. Wo hingegen viel lateinische und französische Wörter eingemischt sind, da ist es erlaubt.“ Oder: „Keine unter uns ist befugt, einer Mannsperson freundlich zu begegnen, die in ihren Höflichkeiten ein Sprachengemenge macht.“

In einem spätern Stücke der „*Tablerinnen*“ wird berichtet, daß sich auch eine *Société des galants hommes* gebildet habe, deren Satzungen in allen Stücken das Widerspiel zu denen der Gesellschaft der deutschen Mäusen darstellen. Wer in diese Gemeinschaft aufgenommen sein will, muß darum mit einem Briefe ansuchen, in welchem mindestens der dritte Teil der Wörter aus einer fremden Sprache ist. Der letzte Abschnitt der in einem fürchterlichen Sprachgemengel abgefaßten Satzungen lautet: „Wer mit einer *Beauté charmiret*, so die *feuillantes volantes* der *Tablerinnen* *aestimiret*, der wird *cum infamia* aus unsrer *Société* *relegiret*.“

Das Gesagte wird hinreichen zu dem Beweise, daß Gottsched verdient, als Freund und Förderer deutscher Sprache und deutschen Wesens in gutem Andenken zu stehen. Wir schließen mit einem Wunsche Gottscheds, der im ersten Stücke des zweiten Jahrganges seiner „*Bernünftigen Tablerinnen*“ den Lesern seine Neujahrswünsche darbringt und unter andern guten Dingen auch wünscht: „Allen Deutschverberbern eine Hochachtung gegen ihre Muttersprache!“



Die Krankheit des Jahrhunderts.



ie „Krankheit des Jahrhunderts“ hätte schon lange einen Helfer brauchen können, der vor allem die zahlreichen Ärzte aufs Korn nähme und die Doktoren vom Schlage der *Diapirus*, *Purgon*, *Fleurant* von dem Bett des aufs äußerste gepeinigten Kranken hinwegtriebe. Statt dessen finden sich in Vers und Prosa, in dünnen und dicken Bänden, immer neue Doktoren, welche dem kranken Jahrhundert wichtig an den Puls fühlen und ihm ein Universalheilmittel verschreiben. Diese Quacksalber sind vor allem daran zu erkennen, daß sie der einzelne Mensch angeblich nichts, die ganze Menschheit dafür umso mehr kümmern, daß sie dennoch aus einem einzelnen gut oder schlecht beobachteten Falle die erstaunlichsten Folgen ziehen, daß sie sich allein die Kraft der Erkenntnis und durchgreifender Hilfe zusprechen und gegen jeden Schwindel — ihren eignen natürlich ausgenommen — gewaltig zu Felde ziehen. Sie führen ihre *Alystiersprigen* im